

Predigt über Philipper 2,1-4

Viele Menschen in vielen Völkern haben mitgebangt, mitgehofft mit den jungen Menschen, die in Thailand in einer Höhle eingeschlossen waren; die selbst kaum hoffen konnten, da lebend wieder rauszukommen. Einige haben ihr eigenes Leben riskiert, um sie zu retten, zu befreien, einer von ihnen ist dabei tödlich verunglückt. Es war gut, an sich selbst und an vielen anderen zu erleben, dass wir Menschen keineswegs nur ums Eigene kreisen, persönliche Vorteile und eigenes Fortkommen erstreben, Abstiege und Verluste befürchten, sondern dazu fähig sind mitzuempfinden, uns in andere hineinzudenken und einzufühlen. Liegt es in unserer Natur, uns gelegentlich daran zu erinnern und zu spüren, dass die Anderen, auch die, die wir gar nicht kennen, unsere Mitmenschen sind; dass Menschlichkeit Mitmenschlichkeit heißt? Gibt es in allen Menschen so etwas wie einen guten Kern, weil wir nichts daran ändern, nicht völlig abschütteln können, Geschöpfe eines guten, eines menschenfreundlichen Gottes zu sein? Die katholische Kirche und ihre Theologie sind da ja optimistisch, die evangelische Theologie ist es nicht, sondern rechnet damit, dass unsere gestörte Beziehung zu Gott auch unser Verhältnis zu unseren Mitmenschen korrumpiert.

Es war nicht gut, sondern hämisch und hässlich, dieses Mitgefühl mit den Jungen in Thailand vorwurfsvoll zu kontrastieren mit der Kälte und Gleichmütigkeit, mit der wir hinnehmen, dass im Mittelmeer immer noch, immer wieder Menschen bei dem Versuch ertrinken, es zu überqueren. Doch in der Tat erleben wir in diesen Tagen und Wochen, dass Mithoffen und Mitbangen, Mitfühlen mit Anderen sich nicht von selbst verstehen, kein Naturtatbestand sind. Und jedenfalls ist nicht zu leugnen, dass unser Mitfühlen mit jenen Jungen und ihren Angehörigen kein praktisches Engagement von uns forderte, weil niemand von uns ihnen helfen konnte. Das ist bei Flüchtlingen anders, jedenfalls befürchten viele, ihre Aufnahme könne unser Eigenes gefährden, und es ist nicht zu bestreiten, dass unter ihnen auch sehr hässliche und grässliche Gestalten sind. Doch nun wird gegenüber allen Flüchtlingen die Sprache roher und die Praxis kälter. Helfern, die zwar nicht ihr Leben, aber sehr viel dafür einsetzen, Menschen aus Seenot zu retten, wird vorgeworfen, sie seien naiv und betrieben und beförderten das Geschäft derer, die mit der Not dieser Menschen Geld verdienen und darauf setzen, dass irgendjemand sie schon retten wird. Realistisch und nicht naiv sei hingegen, den Tod dieser Schiffbrüchigen billigend in Kauf zu nehmen, um andere davon abzuhalten, diese gefährliche Fahrt anzutreten. Das ist nicht nur zynisch, sondern selbst unrealistisch und naiv, denn Tausende sind schon ertrunken, ohne dass dies abschreckend gewirkt hätte. Von Asyltourismus ist die Rede, als wären diese Menschen auf Ferienfahrt; von einer Abschiebeverhinderungsindustrie, als ginge es denjenigen, die Rechtsberatung leisten, darum, damit Geld zu verdienen; von einem Schutz der Grenzen, als gälte es, feindliche Armeen abzuwehren. Und auch diejenigen, die Abschiebungen in Länder, in denen Gefahr für Leib und Leben droht, für zulässig oder gar geboten halten, waren erschüttert, als unser Innenminister sich über solche Abschiebungen als wunderbares Geburtstagsgeschenk freute. Die Verrohung der Sprache lässt mitmenschliche Regungen erkalten und verkümmern.

In der letzten Woche haben wir zudem erlebt, zu welcher Unmenschlichkeit Menschen fähig sind, die sehr scharf zwischen dem Eigenen und dem Anderen, dem Fremden unterscheiden und das Eigene höher bewerten als das der Anderen. In München ging der Prozess gegen Menschen zu Ende, die jahrelang Menschen ermordet hatten, weil diese Herrenmenschen fanden, dass sie nicht in Deutschland leben sollten. Fast so schauerlich wie diese Taten selbst ist die Tatsache, dass die erschütternden Aussagen der Angehörigen der Ermordeten in all den Jahren nicht vermochten, die Härte der Angeklagten zu erweichen, ihre Kälte zu durchdringen.

Die biblischen Zeugen spekulieren nicht darüber, ob wir Menschen im Kern gute Geschöpfe Gottes, menschlich, also mitmenschlich sind, dieser Kern aber immer wieder durch sehr gegenläufige Kräfte und Einflüsse verschüttet, gelähmt, betäubt und vergiftet wird; sie interessieren sich nicht für das, was theoretisch möglich, sondern für das, was praktisch und faktisch wirklich ist, und sie sind sich einig darin, dass Gottes Menschlichkeit danach strebt, auch uns zur Menschlichkeit zu bewegen und zu befreien; und dass ihr das immer wieder auch gelingt. Um diese befreiende Kraft des Evangeliums geht es auch in unserem heutigen Predigttext aus dem Philipperbrief. Paulus sitzt im Gefängnis und hat den Tod vor Augen; er hält es zwar für möglich, aber nicht für wahrscheinlich, dass er freikommt und weiterleben darf. Doch seine Gedanken beschäftigen sich weniger mit seiner Situation als mit der der Gemeinde, und sie ist ihm trotz all der Konflikte, die es dort gibt, Gegenstand der Freude in allem Leide, doch er kann sich vorstellen und malt sich aus, dass diese Freude noch zunimmt.

Wenn Ermutigung im Christus da ist, wenn Zuspruch der Liebe, wenn Gemeinschaft des Geistes, wenn herzliche Anteilnahme und Erbarmen, dann macht meine Freude voll dadurch, dass ihr in dieselbe Richtung denkt, dieselbe Liebe habt, seelisch zusammenstimmt, auf eines bedacht seid, ohne Streitsucht und Ehrgeiz, ohne Streben nach leerem Glanz, sondern bedacht auf Niedriges achte einer den anderen höher als sich selbst. Jeder blicke nicht auf das Eigene, sondern auf das der anderen.

Der Beginn erinnert an den Gruß, mit dem viele Predigten beginnen, ein Paulus-Wort aus einem anderen Brief: Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei – oder ist – mit euch allen! Paulus ist überzeugt, dass das keine bloße Grußformel, keine Floskel, sondern wirksam ist, die Wirklichkeit prägt. Es geschieht in der Gemeinde in Philippi, dass die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, seine gnädige Zuwendung, seine Gnadengaben ermutigend wirken auf Verzagte, Verängstigte und Besorgte; dass die Gemeindemitglieder einander die Liebe Gottes zusprechen und mit Taten bezeugen; dass die Gemeinschaft des Heiligen Geistes spürbar ist. Und ich denke, wir können mit großer Dankbarkeit das auch von unserer Gemeinde sagen: neben und gegen alle Ängstlichkeit, Verzagtheit und Sorgen, neben und gegen Vereinzelung, Einsamkeit und Traurigkeit gibt es auch das unter uns: Ermutigung im Christus, Zuspruch der Liebe und Gemeinschaft des Geistes. Paulus fasst diesen Dreiklang zusammen und spitzt ihn zu mit den Worten: herzliche Anteilnahme, Erbarmen, und das sind starke Wort, im Griechischen noch stärker als im Deutschen, denn gemeint ist, dass es mir ans Herz, an die Nieren, an die Eingeweide geht, was anderen geschieht, wie sie dran sind. Die Ermutigung im Christus, der Zuspruch der Liebe, die Gemeinschaft des Geistes sind nicht zum privaten Konsum bestimmt, sondern zielen darauf, uns zu solch innerster Anteilnahme und zu entsprechend tätigem Erbarmen zu befreien, zu befähigen, zu stärken. Wer durch das Evangelium von Jesus Christus erfahren hat, was Gott unternommen, was es ihn gekostet hat, verlorene Menschen zu suchen, zu finden, zu befreien; Menschen, die ständig um sich selbst kreisen und dennoch unzufrieden, friedlos, mit sich verfallen sind – und vielleicht haben wir überhaupt erst durch das Evangelium erkannt, dass es so um uns steht, haben uns zuvor für ganz passable Leute gehalten –, muss sich nicht mehr ums Eigene sorgen, Verluste befürchten und Angst haben, zu kurz zu kommen. Gott hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns alle dahingegeben – wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Für uns alle: der andere, was immer ich ihm vorzuwerfen habe; die andere, was immer gegen sie spricht – er und sie sind Menschen, für die Gott seinen Sohn hingegeben hat. Ich bin nicht besser als sie, auch wenn ich manchmal diesen Eindruck habe; sie sind nicht stärker als ich auf die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes angewiesen. Das Evangelium befreit uns vom Kreisen um uns selbst – vom verzagten und besorgten wie vom selbstzufriedenen Kreisen. Es befreit zur Solidarität mit anderen.

Paulus ist überzeugt davon, dass das bereits geschieht, und er hat seine Freude daran, auch wenn er nun keine Möglichkeit hat, an dieser Gemeinschaft teilzunehmen. Doch er meint, diese Freude könne noch wachsen, könnte voll werden; er wünscht sich, dass die Gemeinde in dieselbe Richtung denkt; dieselbe Liebe hat; auch seelisch zusammenstimmt; auf eines bedacht ist. Diese starke Betonung der Einheit und Einheitlichkeit ist uns etwas unheimlich, weil sie nach Einheitszwang, nach Gleichschaltung klingt. Doch das ist nicht das, was Paulus meint und worauf er zielt. Auf eines bedacht sein – das bedeutet, wie er sogleich hinzufügt: auf Niedriges bedacht sein. Es geht ihm um so etwas wie eine biblische, vom Evangelium geprägte Art zu denken, die unserem Streben nach oben – gesellschaftlich und geistig, auch religiös –, die uns ganz natürlich vorkommt und uns jedenfalls zur zweiten Natur geworden ist, widerspricht und widerstrebt. Denn die Bibel erzählt von einem Gott, der selbst auf Niedriges und auf Niedrige und Erniedrigte bedacht ist, weshalb es sinnlos ist und ins Leere geht, sich zu ihm hocharbeiten zu wollen; das Evangelium handelt davon, wie Gott sich selbst erniedrigte in seinem Sohn, der zum verlorenen Sohn in der Fremde wurde, um uns Verlorene zu suchen und nachhause zu bringen.

Ihr seid nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen – gemeint ist das Volk Israel – und Gottes Hausgenossen, so hörten wir zu Beginn des Gottesdienstes. Das Evangelium spricht uns Christen aus der Völkerwelt an als Migranten, die eingebürgert und sogar in eine Wohngemeinschaft aufgenommen wurden und da ein neues Denken und Streben lernen. Paulus formuliert es radikal: einer achte den anderen, die andere höher als sich selbst; jeder blicke nicht auf das Eigene, sondern auf das der anderen. Uns scheint das zu radikal – wir wären bereits zufrieden, wenn wir einander als gleichrangig achteten, nicht *nur* aufs Eigene, sondern *auch* auf das der Anderen blickten – und gerade die letzte Forderung ist auch in manchen Textversionen und vielen Übersetzungen entsprechend gemildert worden. Doch radikal heißt: den Dingen an die Wurzel gehen, und nicht nur Paulus, die meisten biblischen Zeugen halten unser Streben nach oben für die Wurzel all unseres Elends, gegen die nur dieser Vorrang der Anderen hilft.

Das Evangelium erzählt davon und wir Christen aus den Völkern, Anhänger des Gottes Israels mit erkennbarem und wirksamem Migrationshintergrund, leben davon, dass der auch diejenigen liebt, die ihm und seinem Volk fremd und fern und feind waren. Er will uns mit dieser Liebe anstecken. Mag sein, dass ihm das noch nicht ganz gelungen ist; dass er immer noch, immer wieder daran arbeitet, auch heute. Doch die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes ist mit uns allen.

Amen.